

Aktuelles Tanzschaffen 2017–2019

«Hate me, tender»: Teresa Vittucci

«Der Körper als Ausgangspunkt»

Teresa, die Auszeichnung beim Schweizer Tanzpreis ist sicherlich ein bedeutender Punkt in deiner Laufbahn. Wann hast Du gewusst: Ich will Tänzerin werden?

Ich wollte tanzen, seit ich denken kann. Schon mit drei Jahren habe ich mich im Wohnzimmer eingesperrt und getanzt. Zu Beginn bin ich den klassischen Weg gegangen, Musikschule, Vorbereitungsklasse für das Konservatorium. Aber von Anfang an habe ich starke Widerstände gegen meinen Körper gespürt. Es hiess: Großes Talent, aber mit diesem Körper unmöglich.

Wie hast Du es dann doch geschafft?

Zunächst habe ich aufgehört zu tanzen, ich war zu verletzt von den Beschimpfungen meiner Lehrerin. Erst als Teenager ist es mir plötzlich wie aus dem Nichts gedämmert, dass ich das doch mal machen wollte: tanzen. Obwohl es unmöglich war, das, was ich in den Jahren ohne Tanzen verloren hatte, aufzuholen, durfte ich am Konservatorium Wien mittrainieren. So landete ich wieder in derselben Klasse mit den Mädels, die schon mit mir in der Vorbereitung waren. Während ich bereits mitten in der Pubertät war, waren diese Gleichaltrigen viel kindlicher. Es waren Körper, die streng selektiert und ständig auf ihr Gewicht und ihre pubertäre Entwicklung hin kontrolliert wurden. Ich habe mit aller Kraft versucht, körperlich wieder ein Kind zu werden – es war ein ständiger Kampf gegen meinen Körper. Ich war wissensdurstig und disziplinierter als alle, aber als dickste in der Klasse wurde ich keines Blickes gewürdigt.

Was versöhnt dich heute mit dieser Zeit?

Im Sommer 2019, kurz vor meiner Premiere von «Hate me, tender» bei ImPulsTanz in Wien, tauchte im Theater ein junges Mädchen auf. Sie erzählte mir, dass sie Tanzen liebe, besonders Ballett, aber eine ganz schlimme Lehrerin habe, die ihr sage, sie sei ein «Elefantentrampel». Mir wurde klar, dass dieses Kind den gleichen Körperterror erlebt hat wie ich – zwanzig Jahre später, durch die gleiche Lehrerin. Dann sagte das Mädchen mir, dass es die Schule gewechselt hat und ihm Tanzen wieder Freude macht. Die besagte Lehrerin ist jetzt in Pension und kann niemandem mehr schaden. Das war für mich einer dieser Momente, in denen sich meine Geschichte mit meiner Gegenwart versöhnte. Es war auch deshalb ein besonderer Moment, weil nach all den Jahren des Widerstands meine Arbeit bei ImPulsTanz lief.

Hattest Du Vorbilder, die Dir Kraft gegeben, Dich gefördert haben?

Mir haben Vorbilder sehr gefehlt, vor allem weibliche. Natürlich wurde ich, dadurch, dass man mich in diese Schule überhaupt hineingelassen hat, aus heutiger Sicht unterstützt. Aber während ich dort war, wurde mir immer wieder gesagt: Teresa, du wirst nie Tänzerin. In der

Ballett-Welt gilt das Gleichnis: Die dicke Tänzerin ist immer die schlechteste Tänzerin. Erst mit Anfang Zwanzig, als ich ein Meg Stuart-Stück mit Anja Müller gesehen habe, hat es bei mir Klick gemacht. Anja Müller hat einen ähnlichen Körper wie ich – und sie war die Beste auf dieser Bühne. Später habe ich «Mehr als genug» von Doris Uhlich gesehen. Da wurde mir zum ersten Mal klar: Doch, es ist möglich!

Ich habe das Gefühl, dass deine Arbeiten sehr stark von diesen Erfahrungen geprägt sind.

Irgendwann habe ich verstanden, dass, was ich da erlebt habe, keine singuläre Erfahrung ist, sondern eine kollektive, davon, Frau in dieser Welt zu sein. Das Weniger-Sein-Müssen, Nicht-Sprechen-Dürfen im Tanz sind letztlich Mittel der Unterdrückung, die vor allem weibliche Körper betreffen. Mit der Emanzipation meines Körpers als Tänzerin ist auch eine politische Bewusstwerdung einhergegangen. Weil ich verstanden habe: Es geht nicht um mich, die als Individuum mit ihrem Körper kämpft. Es geht um ein System, das Interesse daran hat, dass Menschen sich unvollkommen fühlen.

Angesichts deiner Geschichte überrascht es, wie wenig Du in deinen Arbeiten tanzt...

Ich verstehe meine Arbeiten als Choreografien, die mit verschiedenen Sprachen arbeiten, der Tanz ist eine davon. Mit dem Tanzen ist es für mich ein wenig wie mit einer Person, in die man immer unglücklich verliebt war – und wenn einen diese Person plötzlich doch will, ist man selbst längst an einem anderen Punkt. Aber auch, wenn das auf den ersten Blick vielleicht nicht alles wie Tanz aussieht, so ist der Körper doch immer mein Ausgangspunkt. Das Einnehmen des Raums, der dramaturgische Rhythmus, das komische Timing, sogar der Text, all das hat eine starke körperliche Komponente und ist choreografiert. Privat ist mein liebster Tanz momentan übrigens ein ganz minimaler. Wenn ich tanzen gehe, dann am liebsten zu hartem Techno.

Wie lebst Du, wenn Du nicht auf der Bühne stehst?

Momentan bin ich meistens unterwegs und da ist es sehr wichtig für mich, Rituale zu haben. Vor den Vorstellungen mache ich immer das gleiche Warm-up. Zuhause in Zürich entwickle ich dann ein Nest-Verhalten. Durch dieses ständige Extrovertiertsein auf Tour werde ich dann sehr introvertiert, will nur noch Zuhause sein und meine Pflanzen umtopfen. Auch für meine künstlerische Praxis, die ja immer dabei ist, brauche ich Rituale: Blumen im Studio, eine Kamera beim Experimentieren. Für meine Körperpraxis gehe ich ins Fitness-Studio. Solche Orte sind für mich fast heilig, meine Kirche sozusagen.

Was brauchst Du von deinem Team, um gut arbeiten zu können?

Vor allem einen Rahmen, der mir völlige Narrenfreiheit gibt. Ich muss ganz grosses Vertrauen in das Team haben, brauche viel Flexibilität und Geduld, bis ich verstehe, was die Arbeit eigentlich werden will. Ich glaube, das ist nicht immer leicht für mein Team: Die meisten Stücke entwickeln sich oft wirklich erst am Tag der Premiere voll und ich arbeite auch an bereits laufenden Stücken permanent, die Stücke sind für mich nie fertig. Deshalb ist es wichtig, dass wir uns gegenseitig absolut vertrauen. Das habe ich mit meiner Bühnenbildnerin Jasmin Wiesli, die eigentlich viel mehr ist: mein Gegenüber, meine Gesprächspartnerin.

Wie würdest Du deine Beziehung mit dem Publikum beschreiben?

Eigentlich sind meine Stücke keine Solos, denn das Publikum spielt immer mit. Ich arbeite viel mit direkter Ansprache und in allem, was ich mache, spielt Komik eine grosse Rolle. Es ist immer ein Ping-Pong mit dem Publikum, das ist wie bei der Stand-up-Comedy, man braucht die Reaktion des Publikums. Ich wünsche mir, dass das, was ich zu sagen und zu zeigen habe, mit den Leuten arbeitet, dass da irgendwo eine Art Ermutigung oder ein Wachrütteln passiert.

Mit einem Schweizer Tanzpreis 2019 wurdest Du für «Hate me, tender» ausgezeichnet. Bedeutet das für dich auch eine Genugtuung?

Der Tanzpreis ist eine grosse Ermutigung und Bestärkung. Ich bin erst seit wenigen Jahren in der Schweiz und es wird mir immer wieder klar, wie sehr ich hier gefördert und unterstützt werde. Das bedeutet mir sehr viel. Natürlich ist der Preis auch irgendwie eine Revanche an denen, die nicht an mich geglaubt haben. Und man darf den finanziellen Aspekt nicht vergessen. Man arbeitet ständig unter prekären Bedingungen, hat permanent Angst, dass man sich ein Bein bricht und verarmt, deswegen ist diese Art von Förderung sehr wichtig.

Wie schätzt Du die Bedeutung dieses Preises für die Sparte Tanz ein?

Zum einen setzt er Zeichen für den Schweizer Tanz, etwa dadurch, dass jemand wie La Ribot oder ich ausgezeichnet wird. Ich finde es wichtig, dass es diesen Preis für Tanz gibt, das macht den Schweizer Tanz sichtbar. Ich finde es auch wichtig, dass der Begriff dessen, was Tanz ist, weit gefasst wird. Der Tanz erneuert sich ja ständig und ist, anders als zum Beispiel die deutschsprachige Theater-Tradition, auch offen für diese Erneuerung.

Was wünschst du dir für die Tanz-Szene in der Schweiz?

Eine Community, in der etablierte Choreografinnen und Choreografen nicht nur befreundet sind mit jüngeren, sondern auch mit ihnen zusammenarbeiten. In Wien hat sich das, nicht zuletzt durch die Plattform Raw Matters, in den letzten zehn Jahren total geöffnet. Ich möchte eine ähnliche Plattform in Zürich aufbauen. Ansonsten wünsche ich mir, dass immer mehr unterschiedliche Körper auf den Bühnen zu sehen sein werden, nicht als Ausnahme, sondern als Selbstverständlichkeit.

Interview: Andrea Heinz